

Disteli

Autor(en): **Wälchli, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **3 (1935-1936)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Grundlage zu einem planmäßigen Christianisierungswerk gelegt. Die Einführung des Christentums scheint um 400 auf dem besten Wege zu sein. Da ändert sich die Szene. Die Alemannen dringen von Norden, die Burgunder von Südwesten nach Helvetien ein, die Völkerwanderung wirft stürmische Wogen in unser Land, und damit ist die Frage nach der Christianisierung der Schweiz, eine Frage, die schon gelöst schien, ganz neu gestellt worden.

(Wird fortgesetzt)

Disteli

von Gottfried Wälchli

Unruhige Zeiten sind die Gebärerinnen kraftvoller Persönlichkeiten. Wo erstarrte Ordnungen, feste Bindungen der Völker fallen, da brechen starke Einzelne sich ihren eigenen, ihnen allein gemäßen Weg, fernab der ausgetretenen Straße redlicher Gewöhnlichkeit.

Es ist die inhaltsschwere Halbjahrhundertspanne vom Sturz des alten Staatenbundes bis zur Schaffung des neuen Bundesstaates, die Distelis Leben umschließt. Eine überstürzte Folge staatlicher Gestaltungsversuche: Helvetik und Mediation, Restauration und Regeneration; fremde Militärherrschaft, innere Putsche und Bürgerkrieg, all dies wurde dem Geschlecht der um 1800 Geborenen in der Schweiz an Lebensmitgift beschert. Und hinter dem politischen Getriebe die soziale Umschichtung: der Zusammenbruch des Patriziats und der stoßweise Durchbruch des Bürgertums.

In Martin Distelis Heimat, dem zwischen Wiesenflur, Baum und Busch eingebetteten, von Jurazacken umkränzten Aarestädtlein Olten, hauste von altersher ein unbotmäßiger, freiheitsdurstiger Handwerkerstand. Im Bauernkrieg hatte er sich mit der Landschaft gegen die Gnädigen Herren und Obern zu Solothurn erhoben (auch ein Vorfahr des Künstlers war dabei), war mit ihr dann gezüchtigt und entrechtet worden. Revoluzzerlust und kritischer Geist aber blieben unvertilgbar in dem kleinen Brückenkopf an der großen Handelsstraße von Basel nach Mailand. Die Aufklärung sprach in den Oltner-Tagungen der Helvetischen Gesellschaft nachhaltig zu der trotzigem Bürgerschaft und fand hier willige Ohren. Olten wurde zum verrufenen Patriotennest.

Aus der langen Kette der Vorfahren treten nur Anfangs- und Schlußglied sichtbar aus dem Dunkel der Zeit: Der Ahnherr des Malers, über den 1536 wegen Gotteslästerung ein Rechtstag gehalten wird, und des Künstlers Vater, der Fabrikant Urs Martin Disteli. Beide mit Rebellenblut.

Durch gewagte Handelsgeschäfte schwingt sich der unstete, herrische Mann zum reichsten Bürger empor und stürzt später, ebenso steil als er gestiegen, in bitterste Armut ab. Gegenüber dem engen Städtchen, ennet der Aare, baut er sich Ende des 18. Jahrhunderts ein für da und damals stolzes Herrenhaus. Er wird einer der Patriotenführer, maßt sich als Unterstatthalter während der Helvetik diktatorische Gebärden an, spielt mit der Befugnis, ihm Widerspenstige kurzerhand erschießen zu lassen. Als er beim Ausbruch des zweiten Koalitionskriegs Ende März in Olten Rekruten für die helvetische Armee ausheben will, bricht der Volkssturm gegen ihn los. Er wird von den Bauern umzingelt, als Verräter beschimpft, am Haar gerauft und mit großen Knebeln auf den Kopf gehauen, so daß er nur unter größter Lebensgefahr dem blutigen Aufruhr entkommt. Das war das dramatische Ende seiner politischen Laufbahn. Sein Draufgängertum, das ihm in wirtschaftlichen und politischen Dingen das Genick bricht, ist schon etwas Unbürgerliches, damaliger Gemächlichkeit Entgegengesetztes. In seinen Kindern treibt dann dieser in der Kleinstadt verwurzelte Stammbaum der Gevatter Turm- und Rosenwirt, Metzger, Chirurgus und Bruchschneider ein letztes, krauses Schoß: Bei dem einen der Söhne, dem «Xudi», langts nur zu biedermeierlicher Schrullenhaftigkeit. Der andere, der 1802 geborene Martin, wird Künstler, Karikaturist.

Keine Schranken elterlicher Zucht dämmen das jähe Temperament des kecken Bürschleins ein. Der Vater geht in den Geschäften unter; die stille, fromme Mutter muß eine neunköpfige Kinderschar betreuen und kann sich des ungebärdigen Ältesten nicht besonders annehmen. Als er zwölfjährig ist, stirbt sie; wie ein wildes Füllen wächst er nun zwischen den Knechten und Pferden des Vaters auf: jetzt Hauptmann und Wortführer seiner Kameraden, dann auf einmal wieder ein scheues, stilles Kind. Schon im Knaben bricht der zeichnerische Gestaltungstrieb durch. Das erste Anzeichen kritischen Spottes und geistigen Eigengepräges aber ist jene Eintragung des Vierzehnjährigen in seine französische Schulgrammatik: «Ju-

pter, le bon Dieu, allait une fois à Olten, cherchant des hommes bien-naits et culteurs des Dieux, mais il y en trouvait un très petit nombre et de ce temps-là il a retiré son regard des habitants d'Olten». Der künftige Gesellschaftskritiker wird sich des Gegensatzes zur spießrischen Umwelt bewußt, nimmt Abstand. Denn nicht, weil er ein guter Oltner und Solothurner war, wurde er ein großer Karikaturist, sondern gerade weil er anders war als die Großzahl der guten Oltner und Solothurner von annodazumal. Nicht der Boden, nicht das Blut seiner Vorfahren machten ihn zu dem, was er wurde. Es ist dieser undeutbare Rest persönlichsten Schicksalsguts. Das aber bringt erst die Fremde in ihm zur Reife.

Nach dem Besuch der Kollegien von Solothurn und Luzern studiert er ein Semester Naturwissenschaften in Freiburg im Breisgau und feiert als Mitglied der «Zofingia» 1821 die 515. Neujahrsnacht schweizerischer Freiheit mit; seine gutgemeinten Transparente von der Befreiung der Waldstätte leuchten dabei, während Greiths Rütli- und Lied zum erstenmal ertönt, durch das Fortissimo eines Steinbombardements gegnerischer Studenten und eine blutige Rauferei beschlossen.

Entscheidend wird für ihn Jena. «Jena, die berühmte Pflanzschule deutscher Philosophie und deutscher Burschenschaft, die ehrwürdige Mutter geistiger Freiheit und eines bessern Jugendlebens.» Ein Wort Arnold Ruges, des junghegelianischen Philosophen und liberalen Politikers. Damals Führer der republikanisch und revolutionär gefärbten Jenenser Burschenschaft und führendes Mitglied des «Jünglingsbunds», einer bewaffneten studentischen Geheimverbindung, die mehr in der Vorstellung ihrer Gründer als in Wirklichkeit gefährlich war. «Der Jüngling muß die Flügel regen, in Lieb und Haß gewaltsam sich bewegen», schreibt Disteli in seinen Sackkalender und stürzt sich mit überschäumender Jugendkraft in den Kampf der Meinungen. Er tritt der gesetzlich aufgehobenen Burschenschaft und mit einem Enkel Salomon Geßners als einziger Schweizer auch dem «Jünglingsbund» bei. In jugendlicher Freiheitsbegeisterung verfißt er da sogar die Ansicht, die Schweiz sei mit Deutschland zu vereinigen, da sie sich allein doch nicht als Staat behaupten könne. Rasch wird er Ruges engster Freund. Schabernack gegen das Korpsstudententum, die «Kümmeltürken», und Scharmützel mit mißliebigen Professoren leiten sein «Wirken» ein. Dieweil zwei seiner Kumpane im Karzer brummen,

versieht er dessen Wände mit lebensgroßen satirischen «Fresken»: dem «Raub der Sabinerinnen», Universitätsprofessoren mit Kellnerinnen auf den Armen, und «Marius auf den Trümmern von Karthago», ein bemooster Korpsstudent auf einem Haufen Bierkrüge. Noch heute ist es über der Karzertüre zu lesen: «Während wir hier uns aufhielten — wir, Demme und Specht — wurde also dies Zimmer tapeziert von Distelli aus der Schweiz, den 30. Juli 1822.» Das Unerwartetste geschah: das allgemeine Gelächter lockte sogar Karl August an, er besah sich die Helgen und befahl zum Ärger der Dargestellten, den Karzer fortan zu schließen, um die «Kunstwerke» der Nachwelt zu erhalten.

Auf einer Karzerwand prangt, von Distelis Hand hingeworfen, auch das Haupt Goethes, stark an einen orientalischen Despoten gemahnend. So ungefähr erschien er den Jenenser Burschenschaftlern. Der helvetische Feuerkopf gab sich mit dieser Karikatur nicht zufrieden und unternahm es ein Jahr später, gegen den großen Dichter Sturm zu laufen. Er fühlt sich dabei als Wortführer damaliger Zeitströmungen, die kurz skizziert werden müssen. Der «Herr geheime Rat und Staatsminister» war schon durch seine amtliche Stellung als oberster Aufseher der Universität Jena der Widerpart der freiheitlichen Studentenschaft. Die demokratische Jugend konnte es Goethe nicht vergessen, wie indifferent er den Freiheitskriegen gegenübergestanden. Sie mochte seine Abneigung gegen die «Demagogen», die «Sansculotten», «den revolutionären Pöbel» kennen. Sie sah sicher seine geheimrätlichen Bücklinge vor den äußern Größen der Welt und verdächtigte ihn als den Urheber aller Quälereien der Universitätsbehörden gegenüber freiheitlichen Studenten und Professoren. Der einstige Burschschafter Heinrich Heine zeichnet in seiner «romantischen Schule» rückblickend die Stimmung dieser politischen Goethe-Gegner: «wir tadelten die Unfruchtbarkeit seines Wortes, das Kunstwesen, das durch ihn in Deutschland verbreitet wurde, das einen quietisierenden Einfluß auf die deutsche Jugend ausübte, das einer politischen Regeneration unseres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheist wurde daher von den entgegengesetztesten Seiten angegriffen.»

Börne weist in einem Brief vom Mai 1823 auf das literarische Scherbengericht hin, das gegen Goethe endlich verhängt werden müsse, daß Freiheit in deutscher Kunst und Wissenschaft sich erhalte.

Neid und Dummheit führten die Waffen dieser ästhetischen Goethe-Gegner. Pastor Pustkuchen schimpft den Dichter in seinen «Wanderjahren» einen reinen Virtuosen, bemängelt «die bloß formelle Bildung dieses geistreichen Schriftstellers». «Er kann . . . wohl die Gedanken, welche keine innere Erhabenheit haben, auf eine Weise verknüpfen und fortleiten, er kann die poetische Melodie so sehr in seiner Gewalt haben, er kann überdies eine technische Sicherheit in Anordnung des Ganzen . . . besitzen, welche ihm einen sehr bedeutenden Rang unter den Dichtern sichern.» Er bleibt «bei soviel Geschmeidigkeit des Organs» doch nur der wendige Modedichter. «Was Treue sei, das hat er nie begriffen.» Über die Goetheschen Helden urteilt Pustkuchen: «Wer von ihnen gesagt hat, dass irgend einer von allen Charakter habe, der hat zuverlässig selbst keinen, denn er verwechselt die künstliche Abzeichnung eines haltlosen Gemüts mit seinem innern festen Kern.» So sei «der bewunderte Goetz . . . gar nicht mehr . . . ein rechter Held», auch er habe «einen deutlichen Anflug von der innern Schwäche».

Alle diese Spannungen explodierten in einer Studentendemonstration, die zu Karl Augusts 50. Regierungsjubiläum auf den 3. September geplant war, durch die Ungeduld einiger Heißsporne aber schon früher ausgelöst wurde. Am Mittag des 28. August 1823, Goethes 74. Geburtstage, wurde auf den Abend eine Kundgebung mit einem Preat gegen den Dichter verabredet. Die Untersuchungsakten melden, wie um 10 Uhr auf dem Marktplatz zu Jena eine Gruppe Studierender sich über den Wert der Goetheschen Dramen stritt. Ruge und Disteli behaupteten, «daß solcher nicht so ausgezeichnet sey» und beharrten darauf, «daß in den Goetheschen Trauerspielen gar keine Männer Charaktere, sondern nur Schwächlinge vorkämen.» Wer hörte da nicht Pustkuchen heraus? Die Streitenden trennten sich, und kurz darnach ertönte aus Distelis Munde der böse Ruf, in den noch etwa zwanzig einstimmten: «Der Verse-macher Goethe, der Vertreter des Indifferentismus, preat tief!»

Der Verfehnte hat nichts davon gehört. Zur gleichen Stunde tanzte er in Marienbad mit der neunzehnjährigen Ulrike von Lewetzow. Als er am 15. September, von Trennungsweh zerrissen, in Jena eintraf, da lag ihm nichts ferner, als diesem Preatruf nachzugehen. Ruges Vorwurf, Goethe hätte über eine solche Rache als die Verfolgung durch das Gericht erhaben sein sollen, ist sicher unberechtigt. Die Untersuchung hatte bei Goethes Eintreffen ihren

Höhepunkt schon überschritten, die Schlinge sich von selbst immer enger um Disteli und Ruge zusammengezogen. Während Ruge das Ehrenwort gibt, an dem Ruf nicht beteiligt gewesen zu sein, zieht es Disteli nach zweitägiger Bedenkzeit vor, sich trotz Stadtarrest aus dem Staube zu machen. Er wandert über Berlin nach Rügen, Ruges Heimat, und wendet sich dann heimwärts, während die Relegationsurkunde auf kürzerem Wege nach seiner Vaterstadt gelangt war und ihn am Stadttor begrüßte.

Ob Goethe von Distelis Preat jemals Kunde erhalten? Vielleicht, daß in der Gestalt des Baccalaureus im zweiten Teil des «Faust» etwas davon nachklingt. «Es ist die Anmaßlichkeit in ihm personifiziert, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir nach unserm Befreiungskriege so auffallende Beweise hatten», bemerkt der Dichter 1829 zu Eckermann.

Ende Dezember 1823 traf Disteli als abgebrannter Studiosus in Olten ein, unmittelbar bevor der «Jünglingsbund» entdeckt und dessen Mitglieder zu schweren Kerkerstrafen verurteilt wurden. Arnold Ruge bekam 15 Jahre Festung.

Noch einmal geht Disteli vorübergehend nach Deutschland, um sich in München als Künstler auszubilden. Die einzige ausführliche Kunde dieser Zeit ist ein Brief des Zürcher Oberrichters Wilhelm Fübli. «In München hat mir sein Meister, der weltberühmte Cornelius, selbst gesagt, daß wenn Disteli ökonomische Mittel wie Talent besessen und sich noch mehr hätte ausbilden können, er ganz gewiß einen europäischen Ruf würde erlangt haben, jedenfalls sei er einer seiner besten Schüler gewesen.»

Fortan hält ihn die biedermeierliche Enge seines etwa 1000 Einwohner zählenden Heimatortes gefangen. Ein Versuch, den verlorenen Sohn in einem bürgerlichen Beruf, als Stadtschreiber, unterzubringen, geht fehl. Er lebt notgedrungen und kläglich von seiner Kunst. Jahrelang erteilt er an Sonntagvormittagen Zeichenunterricht. Statt eines Entgelts stellt die Stadt ihm später, als er sich umsonst um eine Zeichenlehrerstelle in Solothurn bewirbt, ein löbliches Zeugnis aus. Leidenschaft bindet ihn an ein schönes, doch armes Bauernmädchen zu einer Ehe, in die er sich nie fügen lernt. Der Geldtag des greisen Vaters zwingt den jungen Künstler, mit ihm, der eigenen schwindsüchtigen Frau und seinen jüngern Geschwistern, für die er nun zu sorgen hat, in einer elenden Strohhütte elendiglich zu hausen. Es sind Jahre drückendster Not. Die

Bitte, ihm das Honorar für seine Zeichnungen zu Almanachen und Kalendern ja beförderlich auszuzahlen, ist der bittere Refrain all seiner Briefe an die Verleger, «da ich, wie viele andere, die das Kunstfach zu ihrem Broderwerb treiben müssen, ein armer Teufel bin».

Äußerer Mangel, innere Einsamkeit und dazu das herrische Bewußtsein, den satten Spießern um ihn geistig weit überlegen zu sein, schärfen seine Begabung als Karikaturist. Aus stolzem Kraftgefühl und dem rücksichtslosen Individualismus heraus, den er als Lebensstil der spätromantischen Künstler nach Hause gebracht, greift er die geruhsame Biedermeierwelt mit seinem Stift und in seinen Streichen an. So entsteht das Gelächter um ihn. Ein doppeltes: er und ein paar Studierende lachen über die Pfahlbürger, diese über seine genialischen Ungebundenheiten. Es ist die ewige Fehde zwischen Künstler und Bürger. Der junge Maler wird früh zum «Distelischmauz», zum originellen Kauz von Olten und Solothurn, um den ein dichtes Gestrüpp von Histörchen zu wuchern beginnt. Nur daß die überlieferten Anekdoten alle vom Blickpunkt des biedern Bürgers aus gesehen sind, von Distelis geistigen und künstlerischen Kämpfen fast völlig schweigen: kleinbürgerliche Karikaturen des unbürgerlichen Karikaturisten. Eine Trotzeinstellung zu allem, was bürgerliche Ordnung heißt, spricht daraus, Übermut, heiterer Schalk. Seine Streiche strömen aus der gleichen Urkraft wie sein graphisches Werk, äußern sich nur auf anderer Ebene. Nur ein paar Müsterchen: Er schickt Oltner Gassenbuben nach dem Kloster, man habe da junge Kapuzinerli bekommen, ein ganzes Nest voll. «Geht doch selber hin und schaut», meint er zu der mißtrauischen Rotte, «es sind noch ihrer vier in dem Nest. Aber pressiert, wenn ihr sie sehen wollt, sonst haut man ihnen die Schwänzlein ab.» — Anderseits macht es ihm nichts aus, an der Spitze einer Fronleichnamsprozession, bei der die Regierung das Schießen verboten hatte, als Kommandant der großen Schießerei zu marschieren und dabei weidlich gegen die — liberale — Regierung vom Leder zu ziehen. — Der Schalk stüpft ihn, einem Bübchen, das Maler werden möchte, einen Kübel blaue Farbe und einen Pinsel zu geben, damit des Vaters Kuh anzustreichen, was gehorsam befolgt wird. Kraftprotzend packt er ein andermal einen großen wütenden Hund an der Gurgel und schleudert ihn in wuchtigem Schwung von sich. Oder er schwingt sich auf einen jungen Stier und rast mit ihm in gestrecktem Lauf

davon. So war er zu Lebzeiten das enfant terrible von Olten und Solothurn, die heute um den Anteil an seinem Ruhm und seinem Werk wetteifern.

Als gegen 1830 die stillen Wasser der Restauration in Fluß kamen, Wirbel zogen und aufbrausend Gischt spritzten, wurde Distelis Brust wieder weiter, sein Atem freier. Kampf war seine Lust, unentwegt Partei zu nehmen ihm selbstverständliche Mannespflicht, auf beiden Achseln zu tragen ihm schwärzeste Schmach. Aus dem dritten Gesang von Dantes Hölle notiert er sich «Die jammervolle Weise ist den elenden Seelen jener eigen, die ohne Lob und ohne Schande lebten.» Temperament und Tradition von Familie und Vaterstadt führen ihn in die vordersten Reihen der Liberalen. Als diese allerdings später zur Regierungs- und Ordnungspartei vorrückten, begann er sich weniger wohl zu fühlen, wurde er bockbeinig. Im öffentlichen Streit konnte Disteli persönliches Ungemach vergessen, seine Sehnsucht nach Freiheit von aller drückenden Enge stillen. Keine Rücksicht soll ihn halten, für seine Meinung zu streiten. «Wie ich schon früher bemerkt», schreibt er am 10. Dezember 1830 einem auswärtigen Kameraden, «kann ich mich nicht entschließen, von Freunden in Olten etwas zu borgen, ich möchte vorzüglich in diesen Zeiten, wo ich aus Überzeugung rede und handle, hier keine Rücksichten haben und zum Teil mich abhängig zeigen.» Unter seinem einstigen Stadtschreiber Josef Munzinger führte Olten den siegreichen Vorstoß gegen das solothurnische Patriat. Disteli hat den Zug nach Balsthal mit überschäumender Begeisterung mitgemacht. Als man nach der Kundgebung abends auf unbedeckten Leiterwagen durch die schneeigen Gefilde und die kalte, sternhelle Dezembernacht heimzu fährt, wirft er den Rock von sich, stülpt die Hemdärmel auf und schimpft auf die verweichlichten Freunde, die ihn erst nach langem bewegen können, wieder in den fadenscheinigen grünen Kittel zu schlüpfen.

Wie er sich darauf verleiten läßt, Stadtrat von Olten zu werden, stößt er allerdings rasch an durch die Überschreitung kleinlicher Kompetenzbereiche. Er wird gerüffelt, brennt auf, haut die Rathaustüre mit einem wütenden «I mache nümme» hinter sich zu, koldert und schwänzt, bis er schlußendlich abgesetzt wird.

Talent und politische Protektion tragen ihm 1836 den Brotkorb eines Zeichnungslehrers an der Kantonsschule Solothurn ein. «Man hätte es voraussehen können», schrieb nachträglich einer seiner

Freunde, «daß keine Faser an ihm zu einem Schulmeister paße, zu einem Lehrer, der mutwillige Knaben in Zucht und Ordnung halten sollte. Kraftgenies unter seinen Schülern, deren Geist einige Verwandtschaft mit dem ihres Meisters hatte, wurden mächtig durch sein Beispiel und Wort angeregt, mit dem Troß der Mittelmäßigen wußte er nichts anzufangen, er ließ sie gehen und freute sich, wenn in seiner Schule irgendein toller Streich ausgeheckt und zur Reife gebracht wurde.»

Freier vermochte er sich vorerst im Militär auszuleben. Wo's irgendwo kracht, da ist er dabei. Er führt den rebellierenden Basellandschäftlern eine Oltner Freischar zu. Wie am Abend vor dem Abmarsch ein fremder Zeitungsschreiber zu ihm kommt und ihn großartig anspricht: «Gehen Sie, und schlagen Sie sich für die Freiheit, ich will unterdessen auch nicht feiern und Artikel um Artikel in die Zeitung setzen», schnauzt ihn Disteli ab: «Scher dich zum Teufel mit deinen Artikeln!» Er zieht mit seinen Leuten über den Hauenstein, ruft ihnen vor dem Kampf zu: «Vorwärts, es isch bi Gott glich, ob dr hüt abseglet oder morn, d'Cholera isch doch a dr Gränze» und entscheidet durch sein mutiges Eingreifen das Gefecht. Die Landschaft dankte es ihm mit dem Ehrenbürgerrecht.

1838 reitet Oberstleutnant Disteli an der Spitze eines solothurnischen Bataillons an die französische Grenze. Voll ungeduldiger Erwartung, der Krieg breche bald los, verspricht er dem ersten, der ihm ein Paar rote Hosen bringe, zwei Louis d'or. Als der Napoleonhandel aber am grünen Tisch sein Ende fand, wurde Disteli so rabauzig, daß er sich mit einem «Die Regierung soll mir blasen!» über alle Weisungen von oben hinwegsetzte und seinen harten Kopf durchstierte. Im Landsturm wird der Unbotmäßige kaltgestellt.

So hat er nur mehr die Kunst, seine Kraft darin zu verschwenden. Seine Karikaturen, Schlachtengestaltungen und Illustrationen sind Ausstrahlungen eines und desselben Kunstwillens. Als Karikaturist ist er Richter des Tagtäglichen, Fanatiker einer von ihm ersehnten und nur von ihm geschauten Wahrheit. Er wollte «den Menschen das Inwendige auswendig kehren ans Tageslicht, denn die Heuchelei ist unter ihnen so zur Gewohnheit geworden, daß sie bald an ihre eigenen Lügen und Verstellungen glauben», so ließ Peter Felber, sein Mitkämpfer, ihn sagen. Verlogenheit, Dummheit und Feigheit geißelt er in seinen Zerrbildern; Heldentum, Geistesschwung und Grazie preist er in seinen Schlachtendarstellungen und Illustrationen.

tionen. In seinem Kunstschaffen ist immer diese zwiefache Polarität; das eine ist ohne das andere nicht denkbar, so wenig als Schatten ohne Licht, Wirklichkeit ohne Traum.

Bevorzugtestes Mittel der Gesellschaftskritik wird ihm das Fabelbild. Nicht die schulmeisterliche Unart zu moralisieren führt ihn dazu; es ist die Lust an der Maske und am Mummenschanz, Ironie gegenüber einer unreifen Gesellschaft, Selbstironie eines Reifen. Seine «Umriss zu Fröhlichs Fabeln», die köstlichen «Alpenrosen»-Bildchen, die Lebensgeschichte einer Heuschrecke und die Illustrationen zum Reineke Fuchs sind die steten Steigerungen seiner großen und eigenwüchsigen Kunst. In der Schilderung altschweizerischer Heldentaten gab er seiner Zeit ihr kriegerisches Ideal, focht er für eine eidgenössische Erneuerung. Diese Schlachtendarstellungen kommen uns nüchternen Heutigen etwas theatralisch vor. Aber sie sind geboren aus der echten Begeisterung einer bewegten und großen Zeit. Sie haben die Vorstellung des Schweizervolks von seiner Vergangenheit so nachhaltig bestimmt, daß Ferdinand Hodler mit seiner durchaus andersartigen Auffassung es schwer hatte, sich durchzusetzen. In den Illustrationen zu Bürgers «Münchhausen», zu Dichtungen Goethes und Schillers, Uhlands, Gottfried Kellers und anderer vergißt der Kämpfer Disteli für eine Weile Zeit und Wirklichkeit, ergibt er sich dem schönen Traum. Oder er flüchtet in die Natur. Dieser Haudegen kann stunden- ja tagelang das Leben der Käfer und Heugümper belauschen und es zeichnend in sein Skizzenbuch bannen.

Durch sein ganzes Werk hat er in der Schweiz eine neue, bürgerliche Kunst führend schaffen helfen. Er hat, aus ähnlichen Voraussetzungen heraus, die künstlerische Linie seines Landsmanns Urs Graf wieder aufgenommen mit jenem Zug ins Abenteuerhafte, der nach ihm seinem andern Landsmann Frank Buchser eigen war. Seiner Bedeutung als Zeichner war er sich wohl bewußt. In berechtigtem Künstlerstolz wirft er den Kritikern entgegen: «Schwatzen kann jeder, machen ist die Hauptsache» oder er schlägt mit seinem herrischen «Mach's nach!» alle Einwände nieder. Ebensowenig aber läßt er sich durch Lobredner bestimmen. «Ich bin gekommen, Ihren europäischen Namen noch europäischer zu machen», redet ihn ein literarischer Charlatan an. «Das brucht sie nüt» und der Fingerzeig auf die Türe ist die kurze Antwort Distelis.

Die künstlerische Überfülle aber fand in der schweizerischen

Kleinstadt kein ihr gemäÙes Gefäß. Im engen Kreis fehlte seinem Schaffen die rechte Resonanz, die ihm stets neuer Ansporn gewesen wäre. Der laute Widerhall wurde seiner Kunst erst 1839 mit Herausgabe seines «Schweizerischen Bilderkalenders». Die Herrschaft seiner Partei wankte. Enttäuschte Hoffnungen, besonders der bäuerlichen Massen, verfehlte Maßnahmen der neuen Regenten, besonders auf religiösem und erzieherischem Gebiete, bedrohten ihren Bestand. In Zürich und Luzern fiel die liberale Herrschaft, im Aargau und in Solothurn fühlte sie sich bedroht. Die Schweiz schied sich in die zwei mächtigen Heerlager der Liberalen und der Konservativen. Man trieb dem Bürgerkrieg entgegen. In dieser Stunde höchster Gefahr für seine Partei greift Disteli mit seinem Bilderkalender ein. Darstellungen aus dem Burgunder- und Schwabenkrieg, aus dem Bauernaufstand und den zeitgenössischen Freiheitsbewegungen, sollen das nationale und revolutionäre Bewusstsein stärken, schroffe Karikaturen die Konservativen kompromittieren. Er geht darin selbst seinen eigenen Freunden und Kampfkameraden zu weit. Prozesse und Verurteilungen, Verbot und Indexschrecken ihn nicht. Wie sein Verleger nicht mehr mitmachen will, entschließt er sich, das ganze Unternehmen, weit über seine Mittel hinausgehend, auf eigenes Risiko weiterzuführen. «Nun sehe ich mich genötigt, die ganze Geschichte auf eigene Faust zu nehmen oder des gänzlichen fahren zu lassen. Das letztere hätte keinen Vorteil für mich und noch weniger für Unsere Parthei.» Sein Kampf und seine Karikatur kennt nur die e i n e Grenze: die Achtung vor der Persönlichkeit auch im Gegner. Nicht den feindlichen Führer schmäht er, aber die breite Herde, die grosse, wankelmütige Mitläufermasse aller Parteien. Dieser Ultrademokrat ist eine stolze Herrennatur.

Der unermüdliche Verteidiger des neuen Staates aber ist nichts weniger als ein vorbildlicher Bürger. «Diese Ungebundenheit in seinem Privatleben wollte er sich auch als Staatsbürger nicht nehmen lassen und konnte sich in keine Regel fügen. Er bestand hundert Abenteuer, nur um die Polizei necken zu können. Einen Zoll abfahren, einem Landjäger den Paß verweigern, jagen ohne Patent usw., das war ihm ein Seelenvergnügen, nicht weil er etwas davon hatte, sondern weil er seinen Eigenwillen durchsetzen konnte.» So berichtet Peter Felber, der spätere Redaktor an der «Neuen Zürcher Zeitung».

In den letzten Jahren wird Disteli stets störrischer. Der immerwährende Kampf verzehrt ihn. Er, der sowieso eine unsoziale Natur ist, wird völlig verschlossen, bissig. Seine Mitbürger mußten es erfahren. Als ihm die Heimatgemeinde den Auftrag erteilt, in der Kirche das «Jüngste Gericht» zu malen und kleinliche Umstandskrämerei die Ausführung des Kartons erschwert, schreibt er ihnen: «Glaubt Ihr, ich werde noch 100 Carton zeichnen und nach Olten schleppen? Die tit. Commission möge mir eine Definition von einem Carton geben! Ich habe einmal diese niederträchtige Linsenspalterei von Herzen satt!» Und er wettet gegen die «Spießerexegese» und «Wichtigmacherei». Es ist beim Entwurf dieses religiösen Bildes geblieben. Künstlerisch kaum ein Verlust. Distelis ganzes Wesen und Schaffen ist diesseitig, nicht jenseitig, es ist physisch, nicht metaphysisch verankert. Es fehlte ihm auch eine genügende Technik der Ölmalerei. Seine Mitbürger haben später das Bild einem Ausländer zur Fertigstellung übertragen. Der vermochte den Geschmack der biedern Schweizer besser zu treffen. Disteli hatte das Laster nackt dargestellt auf dem Bild, der andere verhüllte es nach dem Wunsch seiner Auftraggeber, daß es die braven Bürger in ihrer sonntäglichen Erbauung nicht störe.

Tiefe, unglückliche Liebesleidenschaft wirft den Künstler am Ende vollends aus dem Gleis. Seine Lebensweise wird immer ungeordneter. Wie ein Prolet gekleidet kommt er daher, so daß man ihn sogar als Landstreicher verhaftet und abführt. Ein unstetes Wesen ist in ihm. Kaum daß er hie und da noch warme Speisen zu sich nimmt. Mit Rum und starkem Kaffee peitscht er die zerrütteten Kräfte auf. Unselige Unruhe steckt in ihm. Er sucht irgendeinen Ausweg, lechzt nach Ferne und Weite. Mitten aus Kampf und Ansehn reißt es ihn fort. «Seit 14 Tagen gehe ich mit dem Gedanken um, für den englischen Dienst, wenn nämlich die gehörigen Vorkehrungen zu treffen sind, ein Truppenkorps zusammenzubringen. . . . Sollte ich als Regimentschef beliebt, so wollte ich mich mit einem Bat. Comando begnügen; in eine tiefere Classification möchte ich nicht eintreten. Ich kann mich über meine hiesigen Verhältnisse nicht im mindesten beklagen, aber ich habe einmal Lust dazu.»

Seine besten Zeichnungen waren noch unveröffentlicht, sein Kopf voll gärender Pläne, da mußte er sich unversehens «den Paß in die Ewigkeit» unterschreiben lassen. Geistlichen Beistand lehnte er ab:

«Ich habe mit den Knechten nichts mehr zu tun, ich will mit dem Herrn selber reden.» Am Abend des 18. März 1844 ist er gestorben.

Mit militärischer Begleitung führte man den Leichnam aus der Ursenstadt nach dem heimatlichen Olten. Unter lauten militärischen Ehren wurde der Obrist Disteli begraben.

Darnach kam die künstlerische Wertung seines Werks: Als man sein Inventar aufnahm, haben Franz Graff und Joachim Senn, ein Kollege und ein einstiger Schüler als Sachverständige seinen zeichnerischen Nachlaß geschätzt: die Zeichnung, für die er sich durchschnittlich dreißig Franken zahlen ließ, zu — einem Batzen. Was Wunder, wenn der Maler Disteli unter dem Boden noch schier vergeltstagt wurde?

Der junge Gottfried Keller hat dem antiklerikalen Kampfgenossen in einem reichlich rhetorischen Gedicht ein Denkmal zu setzen versucht. Jeremias Gotthelf, der den radikalen Karikaturisten mit den scharfen Augen des Widerparts sah, schrieb in einem Rückblick auf das Jahr 1844: «Im Merz starb der geniale Künstler, der ein so gutes Herz hatte, und dessen Herz doch so verbittert ward, daß es böse schien; der in furchtbarem Wahn, als sei sie eine Sklaverei, die Ordnung haßte und zur Strafe durch die Unordnung verzehret war; der für die Freiheit schwärmte und wie der größte Tyrann sich gebärdete; der die Kluft nicht sah, welche zwischen seinen Träumen und seinem Wesen war.»

Die Heimat, die Disteli heute so gern ihren Genius nennt, hat ihn nach seinem Tode rasch vergessen. Gegen zwanzig Jahre ließ man sein Grab ohne jeden Schmuck, vom Unkraut überwuchert. Erst als alles Vergängliche an ihm zu Staub geworden, begann man seine Bedeutung allmählich zu erkennen. Und jetzt erst setzten ihm einige einstige Freunde in einem roh behauenen Granitfindling ein schlichtes Denkmal. Dieses Stück Urgestein, das von den Wallisergletschern bis an die Weissensteinhöhen getragen und von Solothurn nach Olten gebracht worden war, das den Lebensraum des Künstlers, die Schweiz von den Alpen bis zum Jura und die engere Gemarkung von der heimatlichen Residenz bis zum kleinen Geburtsstädtlein durchwandert hatte, wurde zum äussern Sinnbild seines harten, kantigen Wesens.

Das wahrste und lebendigste Denkmal Distelis aber sind die zwei großen Sammlungen seines zeichnerischen Werks in der Heimat: an den beiden Stätten seines Wirkens: in Olten und Solothurn.